

Predigt zum 50. Jubiläum der rechtlichen Gleichstellung von Pfarrerinnen und Pfarrern in der EKvW

Am 29. September sprang Ulf Schlüter, der Theologische Vizepräsident der EKvW, kurzfristig für die erkrankte Oberkirchenrätin Katrin Göckenjan-Wessel ein. Er predigte mit ihren Worten:

Gnade sei mit Euch und Friede von dem, der da ist, der da war und der da kommt.
Amen.

Liebe Festgemeinde,
„Morgen ist auch noch ein Tag“.

Unter diesem Titel erzählt die italienische Schauspielerin und Regisseurin Paola Cortellesi von der Situation der Frauen und versetzt sie in das gewaltförmige patriarchale System Italiens des Jahres 1946. Delia, die Hauptperson, ist ihrem schlagenden Ehemann ausweglos ausgeliefert. Mit einem tapferen Lächeln erträgt sie alles und versucht, die Familie und das Geld zusammenzuhalten. Ihre Tochter ist schwer verliebt und auf der Suche nach einem anderen Leben. Aber sie läuft Gefahr, dass ihr auch eine Ehe voller Gewalt bevorsteht. Als die Tochter die Mutter bitter fragt, warum sie ihren Mann nicht verläßt, antwortet die: „Wo soll ich denn hin?“

Wo soll ich denn hin?
Welche Perspektive haben wir denn schon?

Schon vor 1946, unter den gleichen – oder noch finstereren Rahmenbedingungen, brachen die ersten Theologinnen auf. Wo ihr Weg sie hinführen würde, wussten sie nicht. Aber schon die erste Studentin der Theologie in der westfälischen Landeskirche Maria Weller, hatte eine Sehnsucht, ein großes Ziel vor Augen: Sie wollte eine Gemeinde übernehmen.

Für eine konkrete Hoffnung gab es allerdings wenig Anlass. Für theologisch gebildete Frauen war „Vikarin“ die Bezeichnung, zu dem man sich per Gesetz 1927, in der Not des Pfarrermangels nach dem 1. Weltkrieg durchgerungen hatte. Es gab aber keine Stellen oder beschriebene Aufgaben, keine verlässliche, verbindliche Bezahlung oder gar Versorgung. Nichts.

Welche Perspektive haben wir?

Wo wollen wir hin?

Keine konkrete Aussicht, aber eine unbändige Sehnsucht trieb sie an. Sie wollten eine echte Aufgabe, nicht nur viel Arbeit. Sie wollten „etwas für das Reich Gottes zu tun“. Kleiner hatten sie es nicht. Gott sei Dank!

Sie fanden Worte für ihre Sehnsucht und Stärkung für ihren Weg in den Worten des 84. Psalms.

Jeden Samstag um 21:00 Uhr beteten die Frauen an je ihrem Ort diese Worte. Weit weg voneinander und doch zusammen:

Meine Seele sehnt sich nach den Vorhöfen Gottes.

Sogar der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ein Nest für ihre Jungen!

Glücklich | selig, die in Deinem Hause wohnen!

Der Sehnsucht ein Ziel, den Hoffnungen Bilder geben. So haben Menschen von Generation zu Generation ihr Vertrauen durchgetragen. Sie haben es geteilt, durchbetet, groß gemacht gegen alle Erfahrung von Erniedrigung und gegen alle Versuche, Zugänge zu blockieren oder aktiv abzuwehren.

Das Haus – zugänglich.

Die Türen: offen.

Das Heiligtum – kein exklusiver Ort für einige wenige,

Nein, für die ganze Schöpfung.

„eine Gemeinde übernehmen“.

„Etwas für das Reich Gottes tun“.

Mochten die einen denken: Die haben ja einen Vogel (für solche oder ähnliche Gedanken lassen sich in den historischen Dokumenten zahlreiche Hinweise finden) – hofften die Theologinnen es besser: Den ganzen Dienst, das ganze Amt, die vielen Gaben, zum Lobe Gottes.

Alleine die Sehnsucht danach verleiht unbändige Kraft:

Glücklich die, die von Herzen Dir nachgehen:

Das dürre Tal wird ihnen zum Quellgrund,

Frühregen hüllt es in Segen

sie gehen von einer Kraft zur anderen.,

zu schauen den wahren Gott in Zion.

Es war ein „Pionierweg“. So haben es die älteren Schwestern für sich benannt. Ohne Vorbilder oder beschriebene, akzeptierte Ziele. Dafür mit einer großen inneren Freiheit, die nicht geklärten Verhältnisse als Freiräume für die Gestaltung ihrer Arbeit zu nutzen. Sie hatten den Mut und die Kraft, der Ablehnung und den zahllosen Kränkungen zu widerstehen. Sie waren beharrlich und geduldig, trotzdem weiterzumachen, auf Gottes Wegen zu bleiben, Schritt für Schritt zu gehen, und wenn es oft nur Trippelschritte waren.

Manche Theologin hat die volle Gleichstellung nicht mehr selbst erlebt.

Andere waren schon im Ruhestand.

Viele mussten nach dem Examen als Verheiratete ausscheiden.

Die eine und die andere ist später den Weg in den Pfarrberuf weitergegangen.

Wieder andere haben in ihrer Berufsbiografie von der „Vikarin“ über die „Pastorin“ mit eingeschränkten Möglichkeiten bis zur „Pfarrerin“ alle Titel getragen, die es unterwegs gab.

Wir können heute nur schwer ermessen, was das für jede Einzelne bedeutet hat.

Wie haben sie das alles ausgehalten und durchgehalten?

Trotz der widrigen unregelmäßigen Umstände heben viele Theologinnen, auch im Rückblick auf den langen und steinigen Weg die Freude an ihrem Tun hervor.

Sogar die, denen die Gleichstellung verwehrt blieb.

Die rechtlichen Regelungen sollten „nur“ der Rahmen sein, um einen guten Dienst zu ermöglichen.

Was wir heute „Vernetzung“ nennen, hat damals auf ganz eigene Weise getragen:

Die Gemeinschaft im Gebet, das Zusammenkommen, persönliche, zum Teil innige Beziehungen, die Schwesternschaft, der Konvent der Theologinnen, die Rundbriefe, die uns insbesondere der Vertrauensvikarin Milly Haake überliefert sind. Immer wieder hat sie informiert, orientiert, ermutigt und die Gemeinschaft gestärkt.

Gott der Herr ist Sonne und Schild,

Gott wird kein Gutes mangeln lassen den Frommen.

Glücklich die, die auf Gott vertrauen!

Glücklich die Vielen, Vielfältigen, die auf das Zutrauen Gottes antworten mit ihrem Vertrauen, mit dem Einsatz ihrer Gaben und Kräfte, um „etwas für das Reich Gott zu tun“.

Wir können den älteren Schwestern gar nicht genug danken, dass sie uns jüngeren den Weg bereitet haben, Gaben und Kräfte in großer Freiheit einzusetzen.

Mit dem Gesetz zur rechtlichen Gleichstellung ist nicht mehr wegzudenken, dass der zentrale Beruf der Kirche grundsätzlich divers ist, in (mindestens) 2 Geschlechtern

und plural – in unzähligen individuellen Gaben und Fähigkeiten, kulturellen und ethnischen Perspektiven lebendig wird.

Was tun wir heute mit diesen großartigen Möglichkeiten?
Wie geht es weiter?

Ich lese den Psalm 84 so, wie ihn die älteren Schwestern gelesen und gebetet habe:
Als einen Kreislauf aus Sehnsucht und Aufbruch, durch dürre Täler und trotzdem von Kraft zu Kraft hin zur Nähe Gottes:
Immer wieder, damit Niemand und keine außen vor bleibt.

In unserer Zeit steht uns vor Augen, wie fragil das ist, was wir über viele Jahre sicher und beständig glaubten. Ungeteilte Menschenwürde. Gleiche Rechte für alle Geschlechter.
Demokratie, Frieden, eine offene, zugängliche Gesellschaft.

Dagegen vernebeln patriarchale, völkische, repressive Programme gezielt die Wirklichkeit und Hirne mit dem irren Versprechen, ein System autoritärer und totalitärer Herrschaft nehme den Menschen die schwere Last der eigenen Verantwortung. Es wird die freie Entscheidung kosten.

Sehen wir auf unser Land, hören wir nach dem 7. Oktober des letzten Jahres die verstörende Frage jüdischer Geschwister: Wo sollen wir denn hin?

Sehen wir auf Europa, seine Grenzen und weit darüber hinaus, hören wir millionenfach die bittere Frage:

Welche Perspektive haben wir denn schon?

Sehen wir selbstkritisch auf das Handeln oder Unterlassen in unsere Kirche, fragen weiterhin Menschen nach erlittenem Unrecht: Wo sollen wir denn hin?

Ob unsere Sehnsucht größer ist als die Bequemlichkeit oder die Angst, zu verlieren?
Ich hoffe es.

Heute feiern wir den Mut, die Beharrlichkeit, die Liebe und die Geduld der Pionierinnen die aufbrachen, voller Neugier und Wissensdurst, um ihrer | unserer Berufung zu folgen.

Wir feiern ihre Beharrlichkeit und ihre Widerstandskraft, mit der sie den Widrigkeiten und der Ablehnung entgegengetreten sind.

Wir teilen die Sehnsucht nach Gottes neuer Welt, nach einem Ort, einem Haus,
einem Nest für jedes Geschöpf in dem lebendigen Gott.
Heute feiern wir.

Und Morgen arbeiten wir mit aller Kraft, die Gott schenkt, und beten darum, dass
alle, wirklich alle genug zum Leben haben.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, der bewahre unsere Herzen
und Sinne in Christus Jesus.
Amen.